

Celina von Bezold



EDITION **Leid**faden

Der Blick – Sehen und Gesehenwerden als existenzielle Kraft

Unsere Augen als Zugang zu Verbundenheit
in Krisen und Begleitung

V&R



EDITION **Leid**faden

Hrsg. von Monika Müller, Petra Rechenberg,
Katharina Kautzsch, Michael Clausing

Erweiterter Expert:innenkreis:

Hans-Christoph Hobohm, Peggy Steinhauser, Veronika Sweet

Die Buchreihe »Edition Leidfaden – Begleiten bei Krisen, Leid, Trauer« bietet Grundlagen zu wichtigen Einzelthemen und Fragestellungen für Tätige in der Begleitung, Beratung und Therapie von Menschen in Krisen, Leid und Trauer. Die Edition ist hervorgegangen aus dem Programmschwerpunkt »Trauerbegleitung« bei Vandenhoeck & Ruprecht, in dessen Zentrum seit 2012 die Zeitschrift »Leidfaden – Fachmagazin für Krisen, Leid, Trauer« steht.

Celina von Bezold

Der Blick – Sehen und Gesehenwerden als existenzielle Kraft

Unsere Augen als Zugang zu Verbundenheit
in Krisen und Begleitung

VANDENHOECK & RUPRECHT

*Für den Pa
und den Daniel.*

ISSN 2198-2856

ISSN 2198-2864 (digital)

ISBN 978-3-525-40060-9

ISBN 978-3-647-40060-0 (PDF)

ISBN 978-3-666-40060-5 (eLibrary)

ISBN 978-3-647-99245-7 (EPUB)

DOI <https://doi.org/10.13109/9783666400605>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Brill Deutschland GmbH, Wollmarktstraße 115, 33098 Paderborn, Germany

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig. Text- und Datamining zu kommerziellen Zwecken bedarf der Genehmigung des Verlags.

Vandenhoeck & Ruprecht und Brill Deutschland GmbH sind Teil von De Gruyter Brill.
www.degruyterbrill.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit: productsafety@degruyterbrill.com

Umschlagabbildung: Iris. Antonia Smolka, 2025

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Druck: CPI books, Leck

Inhalt

Vorwort	7
Der Blick: Sehen und Gesehenwerden als existenzielle Kraft – Prolog	11
Einleitung: Schau!	13
Was ist Blicken?	17
Der Mensch fällt aus der Rolle – philosophische Grundlagen zu dem, was wir eigentlich sind	17
Unsere ontogenetische Ausnahmestellung und ihre schönen Folgen	18
Krücke zum Zepter: Die Grundform des Daseins ist ein Wir – kein Ich	22
Das müde Selbst – oder wie Freiheit zur Unfreiheit wird	26
Sehen, Blicken, Schauen – eine kleine Orientierung	31
Exkurs: Blindes Blicken	35
Die drei Richtungen beim Schauen: das Selbst, das Du und das ganz Andere	37
Der Blick als Spiegel des Selbst	38
Der Blick als Spiegel des Du	44
Der Blick als Spiegel des Fremden – oder Heiligen?	50
Exkurs: Wenn der Blick fehlt	59
Orpheus – oder Augen zu	64

Wann blicken wir?	72
Gespräch mit Michael Clausing	72
Gespräch mit Martin Scherer	77
Gespräch mit Verena Bentele	82
Gespräch mit Susanne Fahey	88
Gespräch mit Christoph Seidl	95
Wie geht blicken?	104
Weiterschauen – eine kleine Zusammenfassung und die Aufforderung zum Spiel	104
Anwendungen und versteckte Hinweise – Blicke lesen in der Kunst	108
Geschichten, die warten – überall Augen?	116
Es machen – kleine Übungen	119
Idee, ganz zum Schluss: Zeuge sein	123
Das letzte Wort hat Hilde Domin	127
Literatur	129

Vorwort

In diesem Buch wird das Blicken in Worte gefasst, und wer weiß, vielleicht könnte man einen ganzen Roman nur durch Blicke, die sich die Protagonistinnen zuwerfen, erzählen. Ein Blick sagt mehr als tausend Worte, weiß der Volksmund. Wahrscheinlich beginnen alle wirklich wichtigen Ereignisse in unserem Leben mit Blicken. Auch von den Toten behalten wir die Blicke im Gedächtnis, auch wenn wir beginnen, ihre Stimmen, ihre Art, zu gehen oder zu sprechen, langsam zu vergessen.

»Ich fühle mich nicht gesehen« ist eine seit einigen Jahren oft zu hörende Klage geworden: Männer fühlen sich von ihren Frauen nicht gesehen, Angestellte sind sich sicher, dass ihre Chefs sie nicht bemerken, ganze Gruppen fühlen sich öffentlich nicht wahrgenommen. Die Klage über mangelnde Anerkennung und Wertschätzung in Verhältnissen, die nicht zuletzt durch Machtkonstellationen geprägt sind, wird neuerdings über das Sehen formuliert: Man klagt, dass die Blicke der Anderen nicht auf uns ruhen. Wie mag es da erst Menschen gehen, die durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch Krankheit oder Armut an den Rand gedrängt wurden?

Wenn Celina von Bezold über Blicke nachdenkt, dann ist das fast schon rebellisch: Ein Blick kostet nichts, für einen Blick können wir auch nichts verlangen, ein Blick altert nicht, ein Blick muss nicht optimiert werden. Gerade in einer Zeit wie der unseren, in der das isolierte Individuum im Gegenüber zunächst einen Konkurrenten sehen soll, beschreibt sie, was wir dazugewinnen, wenn wir uns in die Augen sehen.

Dana von Suffrin

Blicken ist der stillste Sinn.

M15

Zum höchsten Punkt seiner selbst gelangt man nur auf
dem Umweg über die anderen und mit ihrer Hilfe.

Emil Cioran

Für den gesichtlichen Zauber gibt es eine klare Formel:
ursprüngliche Teilung der Freude.

Peter Sloterdijk

Der Blick: Sehen und Gesehenwerden als existenzielle Kraft - Prolog

Die vorliegende kleine Schrift versteht sich als Beschreibung eines Phänomens. Sie will keine wissenschaftliche Arbeit zum Blicken sein und sie will sich auch nicht in einer Disziplin verortet fühlen. Sie ist eher als philosophisches Flanieren zu betrachten. Sie will versuchen, Beobachtungen und eine Welt der Erfahrung festzuhalten in Schrift, durch Geschichten, Gedankenbrücken, Mitdenker, Bilder und Ideen. Sie mag Menschen zur Sprache bringen und ihnen zuhören. Ihre Absicht ist, für etwas sehr Ursprüngliches und Einfaches zu sensibilisieren, das wir dabei haben, um es durchs Leben zu schaffen – aber das wäre schöne Fügung. Sie will eine Hilfestellung sein für Begleitungen. Für Auswegloses versucht sie eine Option zu bieten, vielleicht auch ein Seil über den Abgrund zu spannen. Ist der Text hier ein Ratgeber? Ja und nein. Wenn nur etwas beschrieben wird, was wir ohnehin tun, dann braucht es keine Ratschläge. Wenn das Buch dazu anregt, manchmal anders und klarer zu sehen, dann ja, im besten Sinn.

Weder Vollständigkeit noch umfassende Rechtfertigung der eigenen Gedanken sind dabei von Interesse gewesen. Fast ist es ein großer Aphorismus geworden – so kann unser eigenes Leben schließlich verstanden werden. Im Blick zum Thema »Blick« sind hier immer konkrete Situationen des Leids, einer Grenzerfahrung des Lebens. Diese werden in Bezug auf die Grundlagen der Philosophie geprüft: Ich und Welt – was machen wir hier eigentlich miteinander? Wie stehen die Dinge vor dem Hintergrund von Ich, Du und dem ganz Anderen? Das, was

vermutet wird, sei niedergeschrieben und demjenigen hoffentlich dabei geholfen, der in einer belastenden, überfordernden Lage nicht ein theoretisches, akademisches Nachschlagewerk zur Hand nehmen, sondern lieber einen Menschen aufsuchen möchte, der am Lagerfeuer sitzt, damit die Dinge und Geschehnisse lediglich eine Ordnung finden – allein dadurch, dass sie schon beschrieben und erzählt wurden, vielleicht mit dem Trost der Tradition.

Gerade weil die Philosophie schnell den Charakter hat, diejenigen abzuhängen, die auf kein wissenschaftliches Fundament zurückgreifen können, wird hier bewusst auf Fußnoten verzichtet, ohne jedoch wichtige Denker und gute Gedanken zum Thema aus der Tradition auszulassen. Sie geben Hinweise und Anregungen für die eigene Suche. Diese Methode ist der Versuch einer Form, die den Mitvollzug auch durch nicht philosophisch Vorgebildete und doch philosophisch Interessierte ermöglichen soll, ein Versuch, der mindestens nicht stören darf beim eigenen Sinnsuchen.

Ein Literaturverzeichnis der verwendeten Mitdenker am Schluss wird denen gerecht werden, die nach der Nacht am Feuer bei Tag den Dingen genauer und im Detail auf den Grund gehen möchten.

Einleitung: Schau!

Früher, als meine Kinder klein waren und man die Nachmittage auf dem Spielplatz verbrachte, war mir immer wieder eine Szene aufgefallen, die heute, viele Jahre später, eine zentrale Bedeutung für die Gründe, die Struktur und die Absichten dieses Buches hat. Es war die Beobachtung, dass alle Kinder fast ausnahmslos im Laufe des Nachmittags irgendeine Tätigkeit vollführten, für die sie Zuschauer forderten, mindestens aber einen Zuschauer: Mutter, Vater, Freundin oder Begleitung. Sie kletterten beispielsweise auf das hohe Gerüst aus Seilen und Ösen, und wenn sie die Spitze erreicht hatten, riefen sie: »Schau!« Oftmals war diese Aufforderung auch formuliert für den gesamten Weg dort hoch, für den neu geübten Radschlag oder eine in dem Moment fertiggestellte, fragile Sandburg.

Diese Aufforderung, jetzt hinzusehen, war ein Grundmotiv zwischen allen Bindungen und Verhältnissen dort untereinander, es betraf die Freundin genauso wie Eltern, Nannys und Geschwister. Wir wollen offenbar bei dem, was wir tun und womöglich Ehrgeiz entwickeln, jemanden wissen, der es sieht und damit anerkennt und festhält. Bei unseren Formen, in die Welt zu gehen, ob als Kind oder erwachsen, benötigen wir die Resonanz eines anderen, der diese Situation miterlebt und durch seinen Blick dokumentiert. Dieser Grundkraft, diesem Bedürfnis, will sich die vorliegende kleine Schrift widmen unter besonderer Berücksichtigung der Begleitung beim Sterben.

Aber da war noch etwas anderes. Bemerkenswert für mich war nämlich immer, dass diejenigen, die den Blick leisten soll-

ten und darum gebeten wurden, hinzusehen (oder lautstark angeschrien wurden, je nachdem), meistens dazu neigten, diese Szene zu loben oder auch Angst zu äußern. Die Aufforderung, hinzusehen, das laute »Schau!«, schien oft nur dann adäquat beantwortet, wenn eine fulminante Bewertung abgegeben wurde, die die Großartigkeit und Besonderheit der Szene festhielt oder aber die Gefahr beschrieb, die dem innewohnte. Was mir jedoch immer auffiel: Genau genommen ging es dort nie um Leistung oder Risikoeinschätzung. Es ging um Bindung und Sinn. Ich persönlich hatte oft die Wahrnehmung, dass die Kinder gar nicht hören wollten, wie toll sie sind. Sie suchten keine Optimierung (»sensationell, und nun noch höher!«), keine Einordnung (»viel höher als letzte Woche«) und schon gar nicht Sorge (»Oh, pass aber auf!«), sondern mit dem zugewandten Blick der Eltern war ihre Zufriedenheit bereits zu erkennen. Was mit dem geleisteten Blick eintrat, war die Rückbindung und Kraft für diese neuen Wege. Fertig. Ohne Lob und Bewertung war die Ordnung im Neuen, Unbekannten oder Fremden sichtlich hergestellt – und alles geleistet. Nur durchs Schauen.

Von dieser Selbstverständlichkeit soll das folgende Buch angeregt, inspiriert und in ihrer suchenden Methode gekennzeichnet sein. Denn besonders im Hinblick auf das Sterben wird oft deutlich, dass nur noch das wirklich hilft und Kraft verspricht, was etwas anders macht. Etwas wird weggelassen. Damit uns in dieser seelischen und körperlichen Ausnahmesituation der letzten Wege und Wünsche etwas gut erreicht, muss es einfach und leicht zur Anwendung zu bringen sein – für alle Beteiligten. Das, was Frieden und Raum schenkt, und das, was ursprünglich ist, darf zum Zuge kommen, denn für alles andere fehlt es dort an Zeit und Sinn. Und das sind gerade zum Lebensende hin eben keine Parolen des Durchhaltens, keine Hilfestellungen für Selbstüberwindung und oft auch keine lobenden Bewertungen oder Fazits im bisherigen Sinn. Die Szenen auf dem Spielplatz

haben mir vermittelt, dass dieses Ursprüngliche auch dann eintritt, wenn ich eben einfach hinschaue, meinem Kind den Blick schenke, vom Buch aufsehe oder das Gespräch mit der Mutter kurz unterbreche. Das Lob, die Motivation, eine Bewertung: All das hatten meine Kinder eigentlich nie eingefordert. Ich musste nichts zurufen. Ich sollte nur hinsehen. Wie oft war konträr zu dieser These zu beobachten, dass ein Lob gerufen wurde, aber nie der geforderte Blick stattfand.

Diese kleine Erkenntnis damals hat mir sehr geholfen, die einfachen Bezüge im Leben im Blick zu behalten – im wahrsten Sinn des Wortes. Von dieser Einfachheit und Kraft des Blicks soll im Folgenden erzählt werden.

Im ersten Teil wird eine Besonderheit des menschlichen Daseins beleuchtet, es wird berichtet werden von einer Sonderstellung, die uns Menschen ausmacht. Dafür sei die spannende Geschichte erzählt, was wir hier anders machen als Tiere und Dinge. Dadurch wird aber auch Kritik geübt werden am gängigen, aktuellen Mythos unserer Zeit, in dem der Mensch als Individuum unentwegt zu Autonomie und Selbstermächtigung aufgerufen wird. Die Zauberformel »Ich kann alles« soll kritisch erweitert und zentral auch verändert werden zum Aufruf »Wir! Ich brauche ein Du!«. Diese Grundlagen werden auch die zahlreichen aktuellen Reden zum »Guten Tod« klären und erleichternd aussortieren. Sehen und Gesehenwerden als existenzielle Kraft kann damit zu einer hilfreichen Reduktion beitragen, deren Klarheit uns nicht nur in Extremen des Lebens stärkend begleitet und vieles leichter macht, sondern die den Alltag einfach verschönert.

Welche philosophischen Grundkräfte da am Werk sind, wird die Fortsetzung sein. Philosophie heißt hier nichts anderes als das Verhältnis von Ich und Welt zu reflektieren, sich zu fragen, was da genau passiert zwischen mir und dem Außen, der Welt und ihren Kräften, diesem Fluidum aus Ich und Du und dem

Ganzen. Dieser Teil mag der Theoretischste sein – in unserem gemeinsamen philosophischen Tauchgang vielleicht der tiefste Punkt. Aber diese Erkenntnisse, was da beim Blicken philosophisch geschieht, können zu einem ganz anderen Verständnis führen, was unser Ich, das Du und die Welt eigentlich ausmacht und wie viel Spielraum wartet, wenn man dort einige Grundzüge verstanden hat.

Davon, wie sehr der Blick uns hilft, wird ein zweiter Teil handeln, der Menschen zu Wort kommen lässt, die diese Rolle des Schauens in Beruf und Leben zur Anwendung bringen: Wann blicken wir, wo sind Beispiele aus dem echten Leben? Fünf Menschen erzählen, was sie dabei beobachtet haben.

Ein Teil mit kleinen Ausflügen in die Kunst und mit praktischen Tipps schließt das Buch ab.

Was ist Blicken?

Der Mensch fällt aus der Rolle - philosophische Grundlagen zu dem, was wir eigentlich sind

Die Menschheit weiß viel. Aber allem voran steht ein Rätsel, eine große Lücke der Erkenntnis: Bis heute hat die Wissenschaft noch keine klare Kenntnis darüber, was einst in der Evolution passierte, als von den unbelebten Dingen der Sprung zur belebten Materie geschah. Was genau ging vor sich, als etwas seinen eigenen Stoffwechsel hervorbrachte und von da an neu mit seiner Umwelt wechselwirkte? Was passierte, als etwas einen Puls bekam und dieser merkwürdige Rhythmus entstand, von dem an eine andere Art der Dauer, Zeitlichkeit und Endlichkeit seinen Raum fordert? Warum kam es dazu und vor allem: Welchen Vorteil versprach sich die Natur von dieser neuen Daseinsform, die derart im Austausch ist mit der Welt, dass diese Daseinsform von da ab nicht nur in der Welt ist, sondern sie sogar dringend *braucht*? Wie kommt es zu diesem neuen Verhältnis mit einer Verbundenheit, wie sie die unbelebte Materie bisher nicht kannte? War es ein guter Schachzug, von da an als Lebendiges auf die Umwelt angewiesen zu sein, und warum hat sich das durchgesetzt? Lebendiges braucht seine Umwelt in bestimmten Qualitäten – stabil und multifaktoriell. Ein Stein ist da autonomer.

Die Geschichte der Menschen ist immer auch eine Geschichte gewesen, die versucht hat, zu fassen, was den Menschen selbst ausmacht. Irgendwie scheint klar zu sein, dass es etwas Speziel-

les ist, das menschliche Dasein, aber was? Die Sammlung von Wissenschaft, unsere technischen Errungenschaften, die sozialen und politischen Ereignisse sowie die Sammlung an Literatur und Musik, die wir hervorbrachten, ist auch lesbar als große Suche nach der eigenen Stellung in der Welt. Vor diesem Hintergrund könnte man die menschliche Sprachbegabung nennen, die Fähigkeit zur Vernunft, die Möglichkeit zu Fühlen oder die Besonderheit, dass er sich selbst wahrnimmt, dieser Sonderling Mensch. Aber allem zugrunde (und im Grunde als Bedingung für all diese Aspekte des eigenen Daseins) liegt eine kleine, feine Merkwürdigkeit, die in Literatur, Wissenschaft und Philosophie erstaunlich wenig zur Sprache kommt.

Unsere ontogenetische Ausnahmestellung und ihre schönen Folgen

Dem ersten Rätsel folgt also ein zweites. Es ist ein Umstand, der in der Literatur der Anthropologie oder auch im Grenzgebiet der Biologie beschrieben wird, und er meint die Sonderstellung, die die menschliche Spezies unter den Säugetieren einnimmt. Den Begriff einer *anthropologischen Frühgeburt* beschreibt zum ersten Mal in seiner philosophischen Dimension der Schweizer Zoologe und Anthropologe Adolf Portmann 1942 (vgl. dazu auch Haeffner, 1982). Geht man nämlich davon aus, dass höher entwickelte säugende Lebewesen eine bestimmte Tragzeit kennzeichnet, damit die spezifische Entwicklungsreife des Gehirns bei der Geburt auch gewährleistet ist, so weicht der Mensch hier seltsam ab. Normalerweise sichert das Ende der Tragzeit die Fähigkeiten, die notwendig sind, um ein einigermaßen selbstständiges Leben zu führen – zumindest nach einem kurzen Ankommen. Nach diesem Gesetz müsste der Mensch eine Tragzeit von 22 Monaten haben, denn das menschliche Verhältnis

von Hirnvolumen zum Körpervolumen fordert eine Reifezeit, wie sie länger bisher noch nicht war. Kein Wesen hat so einen großen Kopf (mit so vielen Funktionen) im Vergleich zum restlichen Leib – und genau das wird nun zum Schicksal. Denn wie wir ahnen, wäre die Geburt eines Kindes, dessen Schädel bereits das Alter von 22 Monaten erreicht hat, auf natürlichem Weg nicht nur unmöglich, sondern deshalb wohl auch das Ende einer ganzen Lebensform gewesen. Unsere Spezies wäre ausgestorben, wenn sich nicht eine riskante und neuartige Variante aufgetan hätte: eine radikale Frühgeburt, jenseits der Reifezeit, kompatibel aber mit dem Becken der Mutter und offenbar den Versuch wert, dass das Wesen auch schon nach neun Monaten eine Umwelt vorfindet, die ihm das Leben ermöglicht, jenseits seiner lebensnotwendigen Unabhängigkeit durch einen Instinkt- und Reaktionsapparat.

Unvollständig kommen wir zur Welt und in einem Sinn auf andere angewiesen, wie es in der Klassifikation des Lebens hier auf Erden wohl noch nicht da war. Normalerweise sinkt die Geschwindigkeit der Reife der Säugetiere mit der Geburt radikal ab, nicht so beim Menschen. Das erste, sogenannte extrauterine Jahr, das er also statt im Mutterleib schon in der Welt verbringen muss, ist der Zeitraum für eine rasante Entwicklung. Dieser Zeitraum bringt bis etwa zum zwölften Lebensmonat die wichtigsten Züge des Daseins hervor, um hier mitzumachen: den Werkzeuggebrauch, die aufrechte Haltung und die eigentliche Sprache. Die Bedeutung dieser Anomalie ist enorm: die soziokulturelle Prägung wird maßgebend, weil wir am Anfang streng genommen lebensunfähig sind. All das, was im Jahr nach der Geburt entwickelt wird, entsteht nicht einfach durch einen angelegten Instinkt, sondern wächst erst in Kombination mit einer Gemeinschaft. Wir werden *geeignet* für das Dasein eben nicht einfach so und nicht automatisch entwickelt aus funktionierenden Reaktionsmustern heraus, sondern weil *da jemand ist*:

Für all das brauchen wir ein Du, wie es bisher nicht gebraucht wurde. Der Andere ist nicht einfach ein *Mit*, sondern wird zum *Weil* meiner eigenen Existenz.

Hatten wir gesagt, die belebte Materie ist im Gegensatz zum Unbelebten im Austausch mit der Welt und in ihrer Wechselwirkung auf sie bezogen, so steigert sich nun mit dieser Ausnahmestellung des Menschen dieses Verhältnis zwischen einem Lebewesen und der Welt noch einmal um ein Vielfaches: Wir würden nicht überleben, wenn nicht ein anderes Lebewesen sich unserer annähme und uns im lebensbedrohlichen Defizit unserer Ausstattung bei der Geburt und darüber hinaus auf fängt und begleitet. Selbst wenn alle Bedingungen für unseren Stoffwechsel gewährleistet wären und das biologische Leben absichern würden, ohne die Zuwendung und den Blick eines anderen Menschen könnten wir nicht überleben. Gesehen zu werden im umfassenden Sinn, angenommen zu sein in unserer ausgelieferten Lage als Neugeborene – dies ist ebenso lebenswichtig wie der Sauerstoff der Welt. Berührt und gehalten zu sein von einem Du in der ganzen ersten Lebensuntauglichkeit ist im gleichen Maße existenziell wichtig wie die erste Milch. Die »Geworfenheit«, ein Terminus für das Dasein beim deutschen Philosophen Martin Heidegger (2001), wird zum Rausgeworfensein, das ohne einen anderen Menschen nicht gelingen kann.

In einer Dokumentation über archaische Stämme sah ich einst eine Geburt, bei der das Kind nicht dem Geschlecht entsprach, das die Mutter oder der Stamm sich gewünscht hatten. Das Kind suchte noch mit Nabelschur instinktiv den Blick der Mutter, mit seinen Augen, die das erste Licht traf – diese aber wandte sich ab: Sie verweigerte ihm den Blick und schenkte ihm nicht diesen ersten, lebenswichtigen Kontakt. Diese Geste war von einer großen Grausamkeit. Die ganze existenzielle Suche und Instabilität eines Lebens kann mit dem Wagnis des Anfangs erklärt werden. Diese Sonderstellung skizziert, wie wir in unse-

ren eigenen Geschichten unterwegs sind. Zahlreich und tapfer hatten wir uns alle hinausgewagt und tun es jedes Mal. Nach dem Mutterleib aber folgt ein sozialer Mutterschoß, wie Portmann (1942) das nennt. Dieser ist nicht nur riskant instabil, sondern gleichzeitig auch erstaunlich tauglich. Denn es ging offenbar gut. Wir brachten etwas zum Einsatz, das eine besondere Begabung zur Symbiose genannt werden könnte – eben, weil wir sie so plötzlich und unpassend verloren haben, diese Einheit? Was wie ein Drama klingt, wird zum Potenzial.

Und die schönen Folgen? Nichts von dem, was da passiert, ist aus philosophischer Perspektive als Fehlentwicklung zu betrachten, sondern als gelungene Anpassung, die die Wichtigkeit sozialer Interaktion und Fürsorge beschreibt, für die der Mensch eine Begabung mitbringt. Der Mensch ist vielleicht vom Instinkt her ein »Mängelwesen«, wie Arnold Gehlen (1940) formuliert, aber er ist vor dem Hintergrund seiner seltsamen Sonderstellung dafür in ein neues Gebiet sozialer Interaktion getreten, die ein anderes Level der Bindung hervorgebracht hat. Diese Begabung zur Bindung, zur Rückbindung, so könnte man sagen, wird zu seiner neuen Superkraft.

Aber nicht nur das. Bedeutsam ist vor dem Hintergrund des Blicks und seiner Kraft noch ein anderer Aspekt. Wenn wir davon ausgehen, dass das menschliche Bewusstsein nicht erst mit seiner Geburt beginnt, ein Sein erfahrbar wird, schon bevor wir zur Welt kommen, eine Wahrnehmung von Ich und Welt bereits im Mutterleib stattfindet, so ist die unabgeschlossene Reife noch Anlass für eine andere Überlegung: Wenn wir aus einer unabgegrenzten Einheit zu früh aufbrechen mussten ins Offene, bleibt uns diese Qualität des Fühlens einer Einheit vielleicht ein Leben lang. Es könnte konstitutiv sein, dass wir uns mit einem Du so verbunden fühlen, dass das Bewusstsein von uns selbst als zweitrangig erlebt wird – was es in der individuellen Entwicklung eben auch lange war. Wir fühlen uns mit

der Welt verbunden, viel mehr, als wir uns von ihr abgegrenzt erleben. Ich fühle nicht mich und dort die Welt, sondern lebe immer schon aus deren Unschärfe und Übergang. Wir entern das Du, weil wir nur so überleben konnten, und behalten das ein Leben lang bei. Das neuzeitliche Ich ist nachgesetzt. Die Grundform des Seins kann nach dieser Idee eher als ein *Wir* beschrieben werden, nicht als ein *Ich*. Ich möchte diese Besonderheit *Symbiosebegabung* nennen. Es ist die außergewöhnliche Fähigkeit, einzutauchen und zu verschmelzen mit der Welt und dort Zustände zu finden, die das Leben erst möglich machen, auch im täglichen Vollzug. Die Symbiosebegabung markiert Erleben und Verhalten der Menschen in ihrem Zentrum. Allerdings ist sie aber verzerrt durch ein anderes, aktuelles Menschenbild und steht so weitgehend nicht im Vordergrund – das sei nun geändert, zumindest für diesen philosophischen Tauchgang hier.

Krücke zum Zepter: Die Grundform des Daseins ist ein Wir - kein Ich

Aus der Unfertigkeit unserer Anfänge wird also eine Begabung zur Symbiose, vielleicht sogar eine Notwendigkeit, mindestens aber eine Sehnsucht. Kein zeitgenössischer Denker hat diese Sehnsucht besser erfasst, anerkannt und auf Mikro- und Makroebene der menschlichen Kulturen anschaulich gemacht als der Philosoph Peter Sloterdijk, der in seinem gesamten Werk, zentral aber in der Trilogie »Sphären« (1998, 1999, 2004), darauf hingewiesen hat, dass uns die Ursprünglichkeit des Mutterleibs lebenslang konstituiert und begleitet in Formen, durch die wir Räume schaffen und diese Rückbindung suchen, finden und nochmals erleben können. Sloterdijk beginnt seine Sphären-Theorie ebenfalls mit der kleinsten Einheit: mit dem Paar, der »Blase«. Der Mensch kommt zur Welt nicht als Einzelwesen,

sondern in einem »Zweiheitsverhältnis«, Fötus und Mutter – eine frühe »intime Sphäre«. Verhältnissen, denen diese Formen der Rückbindung fehlen, geht Identität verloren, so Sloterdijk, das betrifft soziale Verhältnisse genauso wie individuelle.

Anders gesagt: Individualität ist nicht Voraussetzung für das eigene Dasein, sondern erst die Folge eines ursprünglichen Wir, das konstitutiv bleibt. Sloterdijk beschreibt ein radikal anderes Verständnis von menschlicher Existenz: Der Mensch ist nicht als isoliertes Individuum zu denken, sondern ist immer schon ein in Beziehung eingebettetes Wesen. Das Ich kommt aus einem Wir, der Mensch ist kein Einzelwesen. Sloterdijk lehnt das klassische Bild des autonomen, isolierten Subjekts ab, wie das vielleicht der Philosoph René Descartes beschrieben hätte mit seinem »Cogito, ergo sum«. Mit Sloterdijk könnte man eher formulieren: »Cogitor, ergo sum«, also nicht »Ich denke, also bin ich«, sondern »An mich wird gedacht, also bin ich«. Für ihn ist der Mensch von Anfang an ein Beziehungswesen, ein Wesen, das nur in Bezug auf ein Du existieren kann. Das geschieht in gemeinsamen Räumen, durch Nähe, Kommunikation und jede Art von emotionaler oder körperlicher Bindung. Eine erste Bindung dieser Art ist natürlich die Zweipoligkeit zwischen Mutter und Kind, denn noch weit bevor ein Ich ausgereift entwickelt ist, ist es eben Teil eines symbiotischen Wir. Schon vor der Geburt besteht eine enge, verschmolzene Beziehung zwischen diesen beiden Menschen. Es ist ein Raum der intimen Geborgenheit und Resonanz. Die Entwicklung eines starken Ichs beginnt erst später im Laufe der Kindheit. Diese ursprüngliche Rückbindung geht allerdings nie verloren. Alles, was der Mensch lebt, könnte man sagen, ist immer zu betrachten von diesem ersten Wir ausgehend. Der Punkt ist wichtig, denn er gibt uns einen großen Spielraum, all unsere Formen der Rückbindung, der Sehnsucht nach dieser ersten Einheit, letztlich auch große Bedürfnisse nach einem Modell der »Abhängigkeit« endlich anders zu be-

werten. Besonders in der Sterbebegleitung wird immer wieder deutlich, dass wir im besten Sinn abhängig sind im Leben und Sterben. Dort wird zwar sichtbar, dass der Sterbende (oder Angehörige) eine Autonomie fordert, die aber kostet oft unnatürlich viel Kraft. Diese Unabhängigkeit (wie sie bisher realisiert war) steht der Sehnsucht im Weg, auf diesen Metern die Regieführung wenn auch nicht abzugeben, so doch wesentlich zu verändern oder neu anzusetzen.

Für unser Menschenbild, das wir hier skizzieren wollen, ist uns das alles eine Hilfe, weil das starke, immer alles allein schaffende Subjekt damit wesentlich entlastet wird. Das autonome Menschenbild der Moderne, das goldene Kalb eines Ichs, das niemanden braucht, ist ein Trugbild, das mit den Überlegungen von Sloterdijk einmal klarer wird in seiner Anstrengung und Mühe, die es in uns leider unentwegt auslösen kann. Das Ich ist immer Teil von kollektiven Räumen, Atmosphären, ob in der Liebe, der Familie, in religiösen Gemeinschaften, in der Kultur oder einfach als Teil seiner umgebenden Umwelt.

Aber wie entsteht diese erste Einheit erneut, nachdem wir einmal abgenabelt sind? In allen Kulturen manifestiert sich das Erleben einer erneuten Einheit im Gegensatz zur Vereinzelung in einer Kultur von Rauschzuständen. Mithilfe von Substanzen und Drogen, in Festen, Musik und Tänzen, durch Sex und Liebe wurden immer schon die Grenzen verwischt zugunsten einer Ich-Auflösung, die einen regulierenden und entlastenden Charakter hat. Die psychologische Komponente der schweren Heroin-Abhängigkeit besteht in dem ausgelösten Gefühl, wieder im Mutterleib zu schweben, so beschrieb es mir einst ein Psychiater. Diese Rückbindung wieder zu fühlen und eine Art verlorenes Paradies erneut zu finden, davon wird im Abendland immer wieder auf unterschiedliche Art erzählt. Eine ganz alte Erklärung für diese Natur des Menschen findet sich in der antiken Philosophie. In Platons Dialogen, genauer im Sympo-

sion, lesen wir die Erzählung von Aristophanes, der die Liebe erklärt anhand des Mythos, nach dem die Götter die einstigen Menschen zerschnitten, damals noch »ganze« Kugelwesen. Die Analogie ist unverkennbar: Die »erste« Einheit geht verloren. Zeus, maßgeblich der Chefchirurg des Vorgangs, versucht damit, die Macht und Unabhängigkeit dieser bis dahin vollendeten Wesen zu beschneiden; sie wurden ihm zu frech und frei, denn sie waren vollkommen mit eigenem Stoffwechsel und maximaler Zufriedenheit. Darüber hinaus hoffte er, auf diese Art doppelt so viele Kandidaten zu bekommen, die ihn und die anderen Götter verehrten und damit überhaupt ihre göttliche Rolle bestätigten. In der Geschichte ist anschaulich nachzulesen, wie brutal der Zerschneidungsvorgang in zwei Hälften vor sich ging und welche Fehler nachträglich noch korrigiert werden mussten. Beispielsweise brachte Zeus im Nachgang (weil sich die Wesen sonst nicht mehr vermehren konnten und die Götter langfristig ohne Untertanen gewesen wären) die Geschlechtsorgane an der zerschnittenen Vorderseite an; der Nabel markiert die Stelle, wo die Schnittwunde zusammengezogen wurde: Instinktiv suchten sich die Zerschnittenen an ihren Vorderseiten, wo sie sich von da an einander zuwandten, um etwas Nähe und Ursprung noch einmal zu spüren – auch durch Vermehrung, wie Aristophanes beschreibt.

Liebend suchen die Menschen ihr Leben lang die andere Hälfte, probieren sich aus, halten einander kurz und werden doch immer wieder auf ihre Trennung zurückgeworfen. Sloterdijk schreibt im Grunde eine moderne Fortsetzung von Platons Kugelwesen – nicht in Form eines Mythos, sondern im Raumindeuten, das ein Du braucht: Der Mensch ist nicht Individuum, sondern ein Wesen, das aus Beziehung besteht. Platon beschreibt es mythologisch: Die Trennung erzeugt Liebessehnsucht. Sloterdijk übersetzt es philosophisch: Der Mensch existiert immer schon in Beziehungssphären, ob im Mutterleib, in